

Braucht die Schweiz Visionen?

Von Ständerat Prof. René Rhinow (Basel)*

Die allgemeine Ausgangslage ist bekannt: Wir befinden uns in einer Zeit des rasanten und sich wohl weiter beschleunigenden Wandels, welcher Werte, Technologien, Märkte, Risiken, Migrationen, Umweltbelastungen, demographische und

weltpolitische Entwicklungen und weiteres mehr betrifft. Vor diesem Hintergrund – oder besser: auf diesem instabilen Untergrund leidet die Schweiz (unter anderem) an fünf Krisenerscheinungen.

Aspekte der mentalen Lage

Es ist auffällig, wie unterschiedlich sich das Bild dieses Landes im Urteil, das heisst in der Wahrnehmung der Schweizer und Schweizerinnen widerspiegelt. Pointiert kann man die Spannweite des Wahrnehmungsunterschiedes mit zwei Sätzen zum Ausdruck bringen: «Es ging uns ja noch nie so gut» – «700 Jahre sind genug.»

Mit Paul Watzlawick muss man fragen: «Wie wirklich ist die Wirklichkeit?» Offenbar nehmen wir alle an dieser Schweiz nur wahr, was wir aufnehmen und annehmen können (oder wollen), was wir auf Grund von Herkunft, Überzeugung, Erfahrung, Urteil und Vor-Urteil von unserem je individuellen gesellschaftlichen Standort, vielleicht auch je nach Alter oder Geschlecht, zu erkennen vermögen. Die Schweiz, vor allem die politische Schweiz, gerinnt weitgehend auch zur medial vermittelten Schweiz, zur Schweiz, wie sie uns in zwangsläufiger Selektivität dargestellt wird. Wir erfahren und erleben nur noch den kleinsten Teil unserer politischen Welt aus direkter Wahrnehmung.

Die einen freuen sich (mit Recht) an der positiven Schweiz. Sie verweisen darauf, dass wir – allen Mängeln und Unkenrufen zum Trotz – hierzulande in Frieden, in einer Demokratie, einem Rechtsstaat, einem föderalistischen und sozialen Gemeinwesen leben, dass wir einen – weltweit gesehen – einmaligen Wohlstand geniessen, dass wir praktisch keine Arbeitslosigkeit kennen, von einer ungeahnten Mobilität profitieren – Errungenschaften, um die uns viele Menschen auf dieser Welt beneiden. Es ist dies die Schönwetterschweiz.

Daneben gibt es aber auch die Schlechtwetterschweiz, die andere im Blickfeld haben – die frostige, kalte, unwirtliche Schweiz. Sie macht uns zunehmend zu schaffen – mit Affären, Krisen, Skandalen, mit all den negativen, ja zum Teil verheerenden Auswirkungen unserer so prosperierenden Entwicklung.

Wir sind zunehmend Aussteiger

Meine zweite These knüpft am geschilderten Wahrnehmungsproblem an. Wir sind zunehmend Aussteiger, freilich auf unterschiedliche Art und Weise. Viele von uns leben (man ist versucht zu sagen: leben wieder) unter ihresgleichen, in Gruppen und unter Umständen, welche zu einer schwindenden Kenntnis anderer Menschen mit ihren Problemen, anderer Sichtweisen, anderer Wertauffassungen führt. Niemand wird hier in Frage gestellt, und wenn einmal einer diese Regeln durchbricht, ausbricht, Brücken schlägt zum anderen Ufer, wird er rasch verdächtig, unheimlich, gefährlich.

Wir pflegen nachhaltig und unbeirrt unsere Feindbilder, weil sie uns offenbar Sicherheit im Negativen, Sicherheit in unsicherer Zeit vermitteln. In letzter Zeit ist bei uns viel vom Feindbild gesprochen und geschrieben worden, welches sich die offizielle Schweiz von veränderungswilligen, atomkritischen, umweltbesorgten, auch allgemein von linken, von pazifistischen, von feministischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern macht.

Ich vermisse zurzeit aber eine ebenso kritische Beleuchtung der umgekehrten, der neu entwickelten oder wieder aufgewärmten Feindbilder, die nun ebenso nachhaltig gepflegt werden: etwa das Bild der angeblich satten, arroganten Wirtschaftspartei FDP, die nun für alles hinhalten muss, was in diesem Land in den letzten Jahren schiefgelaufen ist, das Bild des EMD und der Milizoffiziere als Betonköpfe, der Wirtschaftsführer als uneinsichtige, machtgerige, rücksichtslose Unmenschen, der politisierenden Verwaltungsräte als hemmungslose Profitmaximierer.

Wir sind Aussteiger aber auch in einem anderen Sinn: Der Stellenwert des politischen Engagements nimmt laufend ab. Bürgersinn und Gemeinwohl werden zwar wie noch nie in Reden bemüht, gleichsam beschworen. Aber wie viele machen noch effektiv mit? Wie viele machen eigenennützig mit? Es gehört zum guten Ton, über die Politik und die Politiker und Politikerinnen herzufallen, ihnen die festgestellten Fehler anzulasten. Neuerdings fallen auch gewisse Wirtschaftskreise in diesen Ton ein. Als ob die Politiker nicht – cum grano salis – ein Abbild dieser Gesellschaft darstellen würden! Als ob sie nicht dringender Unterstützung bedürften! Aber wenn sich die Eliten zunehmend verweigern, beruflicher Werdegang den Vorrang genießt, die Parteien Mühe haben, qualifizierten Nachwuchs zu rekrutieren und die notwendigen Ressourcen aufzubringen, weil sie von den Verbänden und Medien «in den Schatten gestellt» werden – dann ist es ebenso leicht wie billig, der Politik vom bequemen Fernsehsitz, gleichsam zwischen zwei Werbeblöcken, vorzuhalten, sie mache alles falsch...

Wir stecken in einer Mentalitätskrise

Die Schweiz – so meine dritte These – befindet sich zurzeit in einer Mentalitätskrise. Wir haben seit je einen Hang zum Bewahrenden, Vorsichtigen, Nüchternen, Zurückhaltenden. Diese Eigen-

schaften haben zweifellos ihren positiven Wert; sie haben die Schweiz vor manchen übereilten Fehlritten bewahrt. Heute aber haben sie sich zu einer defensiven Haltung verdichtet, die uns – vor allem vor dem Hintergrund des exorbitanten Wandels – schwer zu schaffen macht.

Sind wir nicht allem Neuen gegenüber skeptisch geworden? Klammern wir uns nicht ängstlich an das Erreichte – aus lauter Befürchtung, Neues zu erst erlernen, verarbeiten, bewältigen zu müssen? Sind wir nicht auch ein gegen alles versichertes Volk, ein Volk von Besitzständern geworden? Jeder verteidigt einmal erreichte Positionen, unerbittlich, kompromisslos. Kompromisse werden nur geschlossen, wenn Neues zu verteilen ist, jeder etwas dazu erhält, nicht aber, wenn Bisheriges unverteilt, Gewichte neu gesetzt, Prioritäten geändert werden müssen. Wir verteidigen uns laufend, wehren ab. Veränderung bedeutet uns primär Gefahr, nicht Chance. Die Abwehr prägt unser Denken immer mehr.

Wir treten an Ort

Folge dieser Mentalitätskrise ist eine zunehmende Reformunfähigkeit der Schweiz. Während sich unser Umfeld laufend und immer schneller verändert, kommen wir kaum vom Fleck. Gewiss: Unsere Gesetzesproduktion läuft auf Hochtouren. Wir passen laufend an, bessern aus, erzielen in einzelnen politischen Sachbereichen kleinere oder grössere Fortschritte, wie etwa im Umweltschutz. Aber in vielen wichtigen Fragen schieben wir die Entscheide vor uns her, feilschen um Vorteile, Interessen, Positionen. Die vorherrschende Tendenz, politische Sachfragen als Glaubensfragen auszutragen, verstärkt diese Tendenz zur Kompromisslosigkeit.

Unser politisches System wird von allen Seiten im Übermass genutzt, um weiterführende Lösungen zu verhindern, einmal von dieser, das nächste Mal von einer anderen Warte aus. Es darf einfach nichts Entscheidendes passieren! Der Instrumente sind viele, die zur Blockierung gerade einladen: begonnen bei den lähmenden Vernehmlassungsmechanismen über unser überfordertes Regierungssystem, die langwierigen Parlamentsprozeduren bis hin zu den lustvoll genutzten Volksrechten.

Wir sind aussenpolitisch unterentwickelt

Schliesslich: Wir haben einen gewaltigen aussenpolitischen Nachholbedarf. Die langwährende Maxime der Neutralität hat sich von einem zweckdienlichen Instrument zur Wahrung aussenpolitischer Ziele (namentlich unserer Unabhängigkeit) zu einer Geisteshaltung der Enthaltensamkeit, ja des Desinteresses verwandelt. Es fehlt uns auch ein Gefühl der Mitverantwortung für die Entwicklung um uns herum, in Europa und der Welt. Wir überlassen die Aussenpolitik den Experten, den Diplomaten und dem Bundesrat.

Oft paart sich mit dem aussenpolitischen Desinteresse ein Bild der Überheblichkeit: «Wir sind letztlich besser als die anderen.» Die «Bei uns ist alles ganz anders»-Mentalität hat mit dazu geführt, dass Aussenpolitik bei uns kein Thema war. Wir warten ab, was um uns geschieht, statt aktiv das Geschehen mitzubeeinflussen. Wir wollen – auch hier – mehr Schaden begrenzen als Erfolg anstreben. Eine Folge dieser Inland-Konzentration bilden wohl auch Tendenzen zur Nabelschau-politik, zum Verlust der Proportionen in Problem-sicht und Problembewältigung.

Die dargestellten Beobachtungen stellen zweifellos Zeichen einer Gesellschaft im Umbruch, eines Paradigmenwechsels dar. Wahrnehmungsproblem, Aussteigerhaltung, Mentalitätskrise, Reformunfähigkeit, Abkapselung – sie sind auch schmerzlicher Ausdruck einer Übergangszeit. Wir kämpfen, wissen aber auch nicht mehr recht, wofür. Wir haben die Übersicht verloren, das Selbstverständliche, und suchen nach unserer Identität.

Von den Schwierigkeiten der Reform

Diese subjektiven und selektiven Beobachtungen gesellschaftlicher Grundbefindlichkeiten kontrastieren in eigentümlicher Weise mit dem gewaltigen Reformbedarf der Schweiz. Wir sind heute an einer Schwelle angelangt, die wir nicht mehr im gewohnten Rhythmus der kleinsten Schritte überspringen können.

Der Wandel macht der Politik zu schaffen

Einmal machen uns die Wandlungsprozesse stark zu schaffen, der Wertewandel wie die gewaltige technologische Entwicklung. Die Reaktion

auf diese Veränderungen, die Meisterung von Problemen, die nicht nur an Quantität zunehmen, sondern auch immer mehr vernetzt und wissenschaftlich geprägt sind, stellt andere, neue Anforderungen an die Politik und ihre Repräsentanten, aber in einer Demokratie auch an das Volk schlechthin. Und diese Aufgabe sollte in einer Lage zunehmender Konflikanfälligkeit und abnehmender Konsensvoraussetzungen geleistet werden! Das macht die Politik zusätzlich langwieriger, härter, schwieriger.

Wir sind kein Sonderfall mehr

Wir gingen lange unbewusst davon aus, dass wir es besser haben. Wir waren oder fühlten uns freiheitlicher, demokratischer, föderalistischer, sozialer, friedlicher. Wir profitierten von günstigen Bedingungen und machten schlechtere Voraussetzungen (wie etwa unseren Rohstoffmangel) durch vermehrten Einsatz wett. Wir kannten weniger Probleme (soziale Unrast, Grosskriminalität, Arbeitslosigkeit usw.). Aber in vielen, ja den meisten Bereichen haben wir unsere Sonderstellung verloren. Wir sind nicht schlechter geworden, aber die anderen besser. Wir stehen mehr oder weniger still und werden eingeholt, ja vielleicht auch teilweise überholt. Wir kämpfen an den gleichen Problemfronten wie die übrigen Staaten Europas. Aber uns ist diese Tatsache noch zu wenig bewusst!

Wir sind mangelhaft gerüstet

Diesem gewaltigen Reformbedarf steht ein Institutionengefüge, ein Instrumentarium, gegenüber, welches die Problemlösung nicht gewährleisten kann, ja welches nicht mehr in der Lage ist, rechtzeitig sachgerechte Entscheidungen zu produzieren. Unsere Demokratie stammt im wesentlichen aus dem letzten Jahrhundert. Unser Regierungssystem entspricht unserem Sonderfall – es unterscheidet sich in zentralen Punkten von vergleichbaren Demokratien. Seit 20 Jahren sprechen wir von einer Totalrevision der Bundesverfassung und von der Reform unserer Institutionen – und wenig bis nichts ist passiert. Hier haben wir die Chance verpasst, zur rechten Zeit auf- oder umzurüsten und unsere Entscheidungsstrukturen, unsere Volksrechte, das Parlament, die Regierung, die Gerichte so zu verändern, dass wir nun die materiellen Probleme zu meistern imstande wären. So müssen wir beides gleichzeitig tun: die Entscheidungsfähigkeit wiederherstellen und mutige, hochbedeutungsvolle Entscheidungen treffen – ein enorm schwieriges Unterfangen!

Von der europäischen Integration überrumpelt

Neben den erwähnten Schwierigkeiten sollten wir zusätzlich in der Lage sein, unseren Standort

Ich wünsche mir eine Schweiz...

Einige persönliche Ideen und Hoffnungen, Bruchstücke von Visionen gleichsam, sollen diese Betrachtungen abschliessen.

Mut

Ich wünsche mir in erster Linie eine Schweiz mit Mut – eine Schweiz, die sich einerseits nicht scheut, zur Vergangenheit mit ihren hellen und dunklen Seiten zu stehen. Die aber andererseits die Entschlossenheit aufbringt, Neues zu wagen, Chancen statt Gefahren in den Vordergrund zu rücken, Risiken zu tragen. Es wäre eine Schweiz mit Selbstvertrauen, die Positives anstrebt, nicht bloss Negatives vermeiden will, offen ist, nicht geschlossen, vorangeht, nicht hinterherzieht. Wir brauchen eine Für-Mentalität anstelle einer Gegen-Mentalität.

Wir sollten auch unsere Identität nicht beschwören, sondern positiv und innovativ begründen – durch neue Leistungen, nicht nur durch Anrufung alter Verdienste. Packen wir doch endlich die längst fällige Reform unserer Institutionen an. Gehen wir an die Totalrevision unserer Verfassung, an die Neugestaltung von Volksrechten, Parlament, Regierung und Gericht. Reden wir doch nicht nur von mehr Wettbewerb und von der ökologischen Marktwirtschaft – schaffen wir sie! Nehmen wir das Gebot des qualitativen Wachstums endlich ernst!

Dialog

Ich wünsche mir eine Schweiz des Dialoges – eine Gesellschaft, die ganzheitliche Menschen mit Verstand und Gefühl anerkennt, Menschen auf dem Weg zur Selbstfindung wie der Gemeinschaftsfindung, mit kommunikativer Kompetenz, die zuhören können und des Dialoges ebenso fähig sind wie der echten Toleranz, die Grenzen überwinden, Gräben verlassen, Feindbilder abbauen, Konflikte austragen und aufeinander zugehen können.

Es müsste eine Gesellschaft sein, die nicht im heute so vorherrschenden Entweder-Oder-Denken steckenbleibt, sondern zum Sowohl-Als-auch findet: zur Tradition und zur echten Reform, zur Idee und zur Tat, zum Denker und zum Macher, zum Vordenker, Querdenker und zum Nachdenker, zur rückhaltlosen Kritik und zur dankbaren Anerkennung, zur Vergangenheitsbewältigung und zur Meisterung der Zukunft.

Brauchen wir nicht eine lernfähige Gesellschaft, die dem politischen Gegner die Chance des Lernens, des Sichänderns belässt und deshalb auf spaltende Aggressivität in der Auseinandersetzung verzichtet? Die zur kritischen Gelassenheit zurückfindet, die Proportionen zu wahren und die Nabelschau zu überwinden vermag? Unsere Gesellschaft muss auch lernen, mit Ängsten umzugehen, die komplexen Zusammenhänge

im künftigen Europa zu bestimmen. Und alles kommt unglaublich rasch – auch weil wir zu lange von einer Entwicklung der Dinge geträumt haben, von der wir hofften, rechtzeitig zu profitieren, ohne allzu viele Haare lassen zu müssen.

Doch es kam anders. Jetzt gilt es plötzlich ernst. Jede Form der Integration wird uns stark berühren, Gewohntes in Frage stellen, Positionen verändern. Frische, auch kalte Luft zieht ein, Bewegung kommt auf. Wir werden gefordert. Ob wir diese Umstellung verkraften – den rauen Wind des Wettbewerbs, die Strukturanpassungen, etwa in der Landwirtschaft, die Freizügigkeit? Und vor allem: Sind wir fähig, trotz dem gebannten Blick auf die Gefahren, die Chancen zu sehen und zu nutzen? Unseren Einfluss rechtzeitig geltend zu machen?

Brauchen wir den Crash?

Zusammenfassend: Wir stehen vor oder mitten in grossen, schwierigen, komplexen, neuartigen Reformen. Wir sollten gleichzeitig unsere Institutionen überholen, damit wir überhaupt Aussicht auf Erfolg haben. Über allem droht das Schwert «Europa». Alles ändert sich weiter und presiert zudem.

Und wir? Wir stecken in einer Krise, leiden unter den erwähnten Erschütterungen. Ist es nicht paradox, dass wir die wohl schwierigsten Probleme unserer Geschichte ausgerechnet in einem Zustand mentaler Defizienz und mangelhafter institutioneller Rüstung zu bewältigen haben? Kann diese Aufgabe überhaupt gelingen? Oder steht uns eine noch bedeutend grössere, existentielle Krise bevor? Brauchen wir den Crash, Schocktherapien, das unbarmherzige Diktat von aussen oder einfach eine weitere Zunahme des Leidensdruckes? Brauchen wir die Krise und die Turbulenzen, um überhaupt zu Neuem bereit zu sein?

Jedenfalls brauchen wir Visionen, wenn wir aus dem gegenwärtigen Zustand zu neuen Ufern gelangen möchten – Visionen, die über den morgigen Tag hinausreichen, die nicht schon von Anfang an belastet sind mit allen helvetischen «Wenn-und-Abers», mit tausend Zweifeln. Wir brauchen Ziele, Leitwerte, Jalons, die uns die Richtung anzeigen, wohin die Schweizer Reise gehen soll. Wir müssen wissen, was wir wollen, um neue Energien freizusetzen, neue Gemeinsamkeiten zu finden, alte Werte neu zu entdecken, neu zu beleben, vor verändertem Hintergrund mit neuem Gehalt anzureichern. Wir müssen definieren, was künftig «Sinn machen soll», um ein Modewort aufzunehmen. Wir müssen den Schritt vom Leidbild zum Leitbild wagen – zum Leitbild Schweiz.

in Staat und Wirtschaft zu erfassen, vernetzt und längerfristig zu denken, Probleme ganzheitlich anzugehen.

Ethik und Kultur

Ich wünsche mir eine Schweiz der Ethik und der Kultur – eine Schweiz, die vermehrt an Werte glaubt und Werte lebt, die nicht nur Wirtschafts- und Wohlstandsgemeinschaft ist, ohne dass damit die grosse Bedeutung einer funktionierenden Wirtschaft für unsere Existenz bestritten werden muss. Die Schweiz soll wieder Eidgenossenschaft, nicht nur Produktions-, Konsum- und Mobilitätsgenossenschaft sein.

Sie muss auch ihr Verhältnis zur Kultur und zu den Kulturschaffenden wieder finden. Wir brauchen neben dem qualitativen Wachstum auch das kulturelle Wachstum, die interkulturelle Verständigung, den Fortschritt ohne Seelenverlust (Theodor Abt). Wir müssen uns in unserem multikulturellen Land auch wieder kennenlernen wollen. Die Kultur muss letztlich das Fundament unserer Politik sein; auf ihr gründen Wahrhaftigkeit, Sittlichkeit und Verantwortung. Die Eidgenossenschaft soll auch wieder eine Kulturgenossenschaft sein.

Solidarität

Ich wünsche mir eine Schweiz der Solidarität – eine Schweiz, die solidarisch ist mit den Schwachen dieser Welt, die bedeutend mehr Rücksicht nimmt auf Mitwelt und Nachwelt, auf die ökologischen Anforderungen, die kommenden Generationen und das Elend der Dritten Welt. Eine Schweiz, die sich in dieser Richtung aussenpolitisch aktiviert und im Innern mehr Verständnis und Grosszügigkeit aufbringt für Minderheiten (wie etwa die Dienstverweigerer). Es wäre eine Schweiz, die jungen wie älteren Menschen ihre Freiräume garantiert und die alle Generationen vermehrt zusammenführt.

Aktiv in Europa

Ich wünsche mir schliesslich eine aktive Schweiz in Europa – eine Schweiz, die ihre Identität in einem integrierten Europa behalten und neu bestimmen kann. Die Schweiz soll aktiv, kreativ und an vorderster Front Einfluss auf die neue Architektur Europas nehmen, konstruktive Beiträge zu Frieden und Sicherheit, zum Schutz der Umwelt, zu einem freiheitlichen, demokratischen, föderalistischen und sozialen Europa leisten, zu einem Europa der Kultur. Sie soll auch ihre föderalistischen und demokratischen Erfahrungen einzubringen wissen – ohne Überheblichkeit und Sendungsbewusstsein, aber aus der Verpflichtung heraus, dass wir für die künftige Entwicklung in Europa mitverantwortlich sind. Ich wünsche mir eine mutige, dialogfähige, solidarische Schweiz in einem integrierten Europa: eine Schweiz des Aufbruchs!

* Der Beitrag gibt die überarbeitete und gekürzte Fassung eines Referates wieder, das Prof. Rhinow anlässlich der Generalversammlung von «Agir pour demain» am 4. Dezember in Bern gehalten hat.